

TIANA WARNER

Striking Gold

LIEBE IM SCHATTEN DER BERGE





GOLD ENTDECKT!

**ERGREIFEN SIE IHRE CHANCE AUF DEN NEU ENTDECKTEN
CARIBOO-GOLDFELDERN VON BRITISCH KOLUMBIEN**

Die reichsten Vorkommen der Welt!

Männer waschen 200 Dollar am Tag aus! Goldsucher kehren nach nur fünf Wochen mit 10.000 Dollar von diesen Grabungen nach Hause zurück!

Alle körperlich tauglichen Männer sind aufgerufen, einen Claim abzustecken.

San Francisco, 15. Juli 1860

Kapitel 1

heute

Oma war ja schon immer ein bisschen speziell – von ihren wöchentlichen Baderitualen im Mondlicht bis hin zu ihrer Angewohnheit, ihre unzähligen Zimmerpflanzen nach ehemaligen Liebhabern zu benennen –, aber mir ein Stück Wildnis mitten im Nirgendwo zu vermachen, ist selbst für sie eine neue Stufe von schräg.

Schweiß perlt mir von den Schläfen, als ich den steilen Hang hinaufsteige. Zum Glück kühlt die frische Brise, die durch die Tannen und Espen weht, meine erhitzte Haut sofort wieder ab. Der würzige Duft des Waldes steigt mir in die Nase, als wäre ich auf einer ganz normalen Wanderung. Nur dass es hier keinen Weg gibt. Kein Ziel. Ich weiß nicht, wohin wir gehen ... oder was uns erwartet.

Wenigstens finden meine robusten Arbeitsstiefel sicheren Halt zwischen Wurzeln und Felsbrocken, während ich mich vorsichtig nach oben taste. Hinter mir stöhnt meine Schwester Olivia bei jedem Schritt. Ihre weißen Turnschuhe sind eindeutig nicht für dieses Gelände gemacht.

»Warum hat Oma uns nie von diesem Ort erzählt?«, keucht sie.
»Wussten Mama und Papa überhaupt davon?«

»Keine Ahnung«, antworte ich und zwänge mich zwischen zwei Fichten hindurch, deren Nadeln sich spitz in meine Haut bohren.

Oben angekommen, bleibe ich stehen. Atme tief durch. Vor mir breitet sich mein Erbe aus: zweihundert Hektar wilder, ungezähmter Wald, grüne Hügel, soweit das Auge reicht. In diesem Meer aus Bäumen könnte es locker nur so von Elchen und Grizzlys wimmeln. Die immergrünen Bäume wirken so wild und ungezähmt wie die Landschaft selbst. Ihre Rinde ist rau, viele von ihnen sind knorrig und krumm gewachsen, einige vom Borkenkäfer gezeichnet. In den schattigen Mulden des Waldes glitzern noch schmutzige Schneereste vom vergangenen Winter und eisige Bäche stürzen sich talwärts die Hänge hinab.

Die haben wir gesehen, als wir den Cariboo Highway langgefahren sind, bis wir schließlich auf ein Stück Land mit unzähligen verlassen

Gruben und verfallenen Blockhütten gestoßen sind – als hätte jemand versucht, sich hier ein Leben aufzubauen und dann entnervt aufzugeben.

Der Wind, der hier oben weht, ist für Mai viel zu kalt. Kein Wunder, dass Oma diesen Ort nie erwähnt hat. Die kleine Wiese am Ende des Schotterwegs, wo wir geparkt haben, ist vermutlich der am besten nutzbare Teil des Grundstücks. Vielleicht schon vor langer Zeit gerodet, um Platz für ein Haus zu schaffen, das dann nie gebaut wurde.

Und jetzt gehört dieses einsame Stück Land, auf dem weit und breit kein richtiges Haus zu sehen ist, mir.

Hinter mir höre ich Olivias leises Fluchen und das Rascheln von Zweigen. Wahrscheinlich hat sich schon wieder ein Ast in ihren Haaren verfangen.

»Hast du noch mal drüber nachgedacht, warum Oma ausgerechnet dir das hier vermacht hat?«, fragt sie und spricht damit die Frage aus, die mich seit unserem Termin beim Anwalt letzte Woche nicht schlafen lässt. Warum hat Oma mir dieses ungezähmte Land hinterlassen und Olivia das schicke Stadthaus?

»Darüber denke ich pausenlos nach.« Was soll ich mit diesem Stück Land überhaupt anfangen? Behalten? Verkaufen?

Es ist kaum möglich, sich nicht über Omas letztes Geschenk den Kopf zu zerbrechen, vor allem weil sie es ohne jede Anweisung und nur mit Koordinaten hinterlassen hat. Das Stadthaus mitten in Vancouver und dieses Grundstück, acht Autostunden nördlich davon, sind zwar ungefähr gleich viel wert, könnten aber nicht unterschiedlicher sein. Hatte sie gedacht, dass Olivia, das Nesthäkchen und Goldkind der Familie, das Stadthaus mehr verdient hat als ich? Oder interpretiere ich zu viel hinein und sie hat einfach eine Münze geworfen?

»Vielleicht dachte sie ja, du würdest dich über ein paar hundert Hektar Gestrüpp und die Freiheit, jederzeit im Wald pinkeln zu können, mehr freuen als ich«, sagt Olivia außer Atem.

»Oder Mama und Papa haben sie beeinflusst«, murmle ich. Wozu sollte die kratzbürstige Erstgeborene ein Haus in der Stadt haben, wenn ihre gebildete, beliebtere, hübschere Tochter dort wohnen kann, während sie ihr Studium zur Bauingenieurin macht?

Als ich den verletzten Ausdruck in Olivias Augen sehe, bereue ich meine Worte sofort.

»Ivy«, sagt sie sanft, »ich bin mir sicher, Mama und Papa hatten damit nichts zu tun ...«

»Schon okay.« Ich richte den Blick nach vorne und blinzele, als sich zwischen den Bäumen eine Lücke auftut und ein Stück strahlend blauer Himmel sichtbar wird. »Komm. Dort drüben ist ein höherer Gipfel. Von dort aus können wir bestimmt mehr sehen.«

Zwischen uns breitet sich eine unangenehme Stille aus, die nur vom Knirschen unserer Schritte und dem Kreischen eines Falken unterbrochen wird. Schon wieder habe ich es geschafft, unseren schönen Tag mit einer schnippischen Bemerkung zu ruinieren. Warum musste ich auch Mama und Papa erwähnen?

Als ich endlich den höchsten Punkt erreiche, stemme ich beide Hände in die Hüften und ringe nach Atem.

»Ich glaube, wir können festhalten, dass es hier nichts Interessantes gibt«, keucht Olivia, als sie neben mir ankommt.

Ich nicke und doch weiß ich, dass das nicht stimmt. Für die meisten mag hier nichts sein, doch in Wahrheit ist hier alles: Hunderte Pflanzenarten, unendlich viele Wildtiere und so saubere Luft, wie man sie in der Stadt einfach nicht atmen kann.

Und dieses ganze Land gehört ... mir?

Wirklich, Oma?, frage ich stumm und schaue in den blauen Himmel über uns. Und es ist, als würde ein winziger Funke aufglimmen, wie bei einem alten, fast leeren Feuerzeug, mit dem man versucht, eine Flamme zu entfachen. *Kein Haken, kein Kleingedrucktes?*

Neben mir streicht sich Olivia eine widerspenstige Haarsträhne aus dem Gesicht, zückt ihr Handy und macht ein Selfie. Für einen Augenblick verwandelt sich ihr leicht genervter Ausdruck in ein makellooses, strahlendes Lächeln.

Wie immer ist sie komplett geschminkt, ihr schokoladenbraunes Haar zu einem sanft gelockten Pferdeschwanz gebunden, ein enger schwarzer Pullover und Yoga-Pants betonen ihre definierten Muskeln – ein absoluter Hingucker neben meinem blassen, ungeschminkten Gesicht, den ewig zum Zopf gebundenen braunen Korkenzieherlocken und dem karierten Flanellhemd.

Sie bemerkt meinen Blick und steckt ihr Handy weg. »Wenn du willst«, sagt sie zögernd, »könnten wir auch beides teilen. Zusammen im Haus wohnen, das Land verkaufen und beim Geld halbe-halbe machen.«

Ich lächle über die ehrliche Sorge meiner kleinen Schwester. Meine Schultern entspannen sich. »Das ist wirklich lieb von dir, Olivia. Aber lass uns nichts überstürzen.«

Ihre Stirn legt sich in Falten, während sie vorsichtig über den unebenen Waldboden auf mich zugeht. »Aber hier gibt es doch nur Bäume. Was willst du damit machen, wenn du es nicht verkaufst?«

Ich zucke mit den Schultern. Ich habe keine Antwort. Noch nicht. Aber gerade die Tatsache, dass es hier nur Bäume gibt, macht diesen Ort so perfekt.

Ich hätte nie gedacht, dass ich überhaupt jemals Land besitzen würde ... Deshalb habe ich mir auch noch nie Gedanken darüber gemacht, was ich damit anfangen würde, wenn ich doch mal welches hätte.

Ich kaue auf meiner Unterlippe und gehe weiter, ohne genau zu wissen, wonach ich suche. In mir glimmt dieser Funke immer weiter und wird immer heller. Hier könnte alles sein. Hier ist alles möglich. Für Olivia ist das vermutlich ein überfordernder Gedanke – sie hat andere Prioritäten wie Studium, Freund, ganz zu schweigen von ihrer Vorliebe für Indoor-Aktivitäten –, aber für mich? Ich habe nur meinen Job im Gartencenter und ein paar Zimmerpflanzen, die gegossen werden wollen. Doch hier draußen ... hier spricht jede Faser dieser Landschaft zu mir. Die frische Luft des Waldes füllt meine Lungen, das Zwitschern der Vögel klingt wie eine Sprache, die ich verstehe, und die raue Baumrinde unter meinen Fingern verankert mich im Moment. All das trägt mich fort, weg vom Lärm und Stress der Stadt.

Die Natur hat mich schon immer angezogen, seit ich als Kind mit Oma draußen war. Vielleicht ist es genau das, was ich gerade brauche, um dieses Loch zu füllen, das man »Sinn des Lebens« nennt.

Wir gehen noch zwanzig Minuten weiter, das Auf und Ab des Geländes bringt uns beide außer Atem. Der erdige Duft, beruhigend und belebend zugleich, scheint meine Schritte leichter zu machen. Schließlich öffnet sich der Wald und wir treten hinaus auf eine Lichtung mit kniehohem Gras. Ein schmaler, klarer Bach durchschneidet das Grün und plätschert leise vor sich hin.

Ich hocke mich hin und lasse das Wasser über meine Finger laufen. Es überrascht mich nicht, dass es eiskalt ist. »Dieser Bach scheint sich über das ganze Grundstück zu ziehen«, sage ich, während ich die Tropfen von meinen Fingern abperlen lasse. »Für die Bewässerung wäre das perfekt.«

»Bewässerung? Was willst du denn hier bitte anbauen?« Olivias Stimme hat diesen skeptischen Unterton, den sie für Ideen reserviert, die sie von vornherein als unrealistisch einstuft. Die Arme verschränkt, hat sie ihre manikürten Finger tief in die Achselhöhlen gesteckt. Sie schaut sich mit angewidert verzogenem Mund um.

Ich richte mich auf, wische mir die Hände an der Hose ab und lasse mir für einen Moment die Möglichkeiten durch den Kopf gehen. Diese Lichtung hier wäre ebenso gut geeignet wie die Wiese am Ende der Zufahrt. »Wie wäre es, wenn wir eine Hütte bauen und das Land für Familienurlaube nutzen? Du und Jeff wollt doch irgendwann mal Kinder, oder? Stell dir vor, du könntest sie im Sommer hierherbringen.«

Für einen Moment hellt sich ihr Gesicht auf. Doch so schnell wie ihr Lächeln gekommen ist, verschwindet es auch wieder. »Um was zu tun, bitteschön? Ferienhäuser liegen doch normalerweise an einem See oder wenigstens in der Nähe von etwas ... Sehenswertem.«

Ich drehe mich einmal um die eigene Achse, lasse den Blick über das sattgrüne Gras und die umliegenden Bäume wandern. Einen glitzernden See gibt es hier zwar nicht, aber der Wald um uns herum ist auf seine eigene Art spektakulär.

Der Funke springt über, die Flamme in mir lodert hell auf. »Hier in der Gegend gibt es überall Seen und Flüsse, zu denen wir fahren könnten. Ich könnte einen Garten anlegen, eine Feuerstelle bauen, eine Hängematte aufhängen, vielleicht sogar ein Teleskop zum Sternegucken und ein Fernglas zur Vogelbeobachtung ...« Ich sage das alles mit der Zuversicht einer Person, die tatsächlich weiß, wie man Dinge baut.

Olivia rümpft die Nase. »Ich verstehe ja, wenn du nicht mit mir zusammen in einem Haus wohnen willst, aber du könntest das hier verkaufen und dir dafür eine Eigentumswohnung in der Stadt kaufen. Für das Geld bekommst du bestimmt was Schönes – wahrscheinlich gar nicht mal weit weg von deiner jetzigen Mietwohnung.«

»Ja ...« Allein bei dem Gedanken an die Stadt verkrampft mein Magen. Der Lärm, die ständige Enge, die Menschenmassen nagen seit Jahren an mir, und auch wenn ich es mag, in Olivias Nähe zu wohnen, war es nie mein Plan, langfristig in Vancouver zu bleiben. »Ich glaube, ich würde mir eher was in einem Vorort suchen.«

»Das ist auch okay«, sagt sie, sichtlich erleichtert, dass ich einen etwas realistischeren Plan in Erwägung ziehe.

Ich laufe weiter in die Lichtung hinein, das feuchte Gras kitzelt meine Knöchel und Waden. Olivia folgt langsamer und schaut angestrengt auf den Boden, als würde sie nach allem, was krabbelt, Ausschau halten.

Sie kann den Reiz dieses Ortes einfach nicht sehen. Vielleicht hat Oma geahnt, dass ich es kann, und genau deswegen mir das Land vermacht. Ich fühle mich, als stünde ich vor einer leeren Leinwand, und Oma hätte mir einen Pinsel in die Hand gedrückt. Immerhin habe ich die Hälfte meiner Kindheit mit ihr in ihrem Garten verbracht. Während Olivia in ihren Nachmittagskursen und Förderprogrammen für besonders begabte Kinder war, hat Oma auf mich aufgepasst und ich habe ihr bei allem geholfen: Wir haben Obst geerntet, Blaubeersträucher gepflegt, Blumenkästen bepflanzt. Das war, bevor Opa gestorben ist. Bevor sie ihren kleinen Bauernhof verkauft und in das Stadthaus gezogen ist.

Auf der anderen Seite der Lichtung entdecke ich das erste Anzeichen dafür, dass hier schon einmal Menschen waren: In einen Felsbrocken, der so groß ist wie ein Schaf, sind Markierungen eingeritzt. Neugierig trete ich näher. Es sind drei parallele Linien – sie sehen fast aus wie die Kratzspuren einer gigantischen Tierkralle.

Olivia kommt ebenfalls näher und beugt sich vor. »Was ist das?«

»Vielleicht eine Art Grenzmarkierung oder ... eine Markierung für einen geplanten Brunnen oder so? Bestimmt steht das irgendwo in den Unterlagen.«

Wir starren eine Weile auf die Linien. Wenn die von einem Tier stammen, na dann gute Nacht! Ich habe gehört, dass die Grizzlybären hier draußen riesig sind, und plötzlich fühle ich mich sehr klein und schutzlos.

Wir sehen uns an und wenden den Blick dann gleichzeitig wieder ab. Offenbar hatten wir denselben Gedanken.

»Ivy, eine Hütte zu bauen ist teuer.« Olivias Stimme ist nun ruhiger, fast besorgt. »Du würdest das ganze Geld aufbrauchen, das Oma dir hinterlassen hat, und wahrscheinlich noch mehr. Würdest du überhaupt einen Kredit bekommen?«

Ich verschränke die Arme vor der Brust, als wollte ich mich so vor ihren Worten und der bitteren Wahrheit schützen. Sie hat nicht ganz unrecht. Mein Job im Gartencenter ist zwar schön – besonders, weil ich jeden Tag ein paar Stunden in einem tropischen Gewächshaus verbringen und so tun kann, als sei ich auf Hawaii –, aber er deckt nur gerade mal so

meine laufenden Kosten. Dass ich also imstande wäre, hier ein bewohnbares Gebäude zu errichten, ist illusorisch.

»Ich muss zumindest mal recherchieren und ausrechnen, was ich mir leisten kann«, sage ich. »Wie wäre es mit ... einem Schuppen oder ... einem umgebauten Schiffscontainer? Ich will das Grundstück nur nicht überstürzt verkaufen und es dann in ein paar Jahren bereuen.«

Meine Schwester stupst mich mit der Schulter an. »Wenn jemand weiß, was man mit ödem Land anfangen kann, dann du, Prinzessin der Hinterhof-Baumstümpfe. Erinnerst du dich noch an unser Stofftierdorf?«

Ich lächle vor mich hin.

»Oh, schau mal.« Olivia bleibt am Rande der Wiese stehen und zeigt in die Ferne.

Jenseits einer breiten, sumpfigen Ebene thront auf der höchsten Erhebung des Nachbargrundstücks eine moderne Villa, die aussieht, als hätte man sie direkt von der Nordküste Vancouvers hierher versetzt. Der terrassenförmig angelegte Garten scheint perfekt gepflegt, und im hinteren Bereich glitzert – obwohl es aus dieser Entfernung nur schwer zu erkennen ist – ziemlich sicher ein gigantischer Pool in der Sonne. »Wow.«

»Tja, kein Grundstück ist komplett ohne hochnäsige, reiche Nachbarn«, sagt Olivia mit einem spöttischen Schnauben.

Ich lache. »Hoffentlich sind die nicht enttäuscht, wenn ich neben ihr Monstrum nur eine Hütte setze.«

Sie mustert mich scharf. »Du meinst das also wirklich ernst, oder? Mit der Hütte hier?«

»Ich meine, ich will schon ... aber ich weiß, es ist ein bisschen ...« *starrköpfig? unrealistisch?* Ich verlagere mein Gewicht von einem Fuß auf den anderen, hin- und hergerissen zwischen Traum und harter Realität.

»So ein Projekt würde deine gesamte Zeit fressen«, warnt sie. »Keine Treffen mit Freunden, überhaupt kein Sozialleben mehr.«

»Nicht gerade ein großer Verlust«, murmle ich. Mein sogenannter Freundeskreis besteht ohnehin nur aus Arbeitskollegen und ein paar alten Highschool-Bekannten, mit denen ich lose in einem Gruppenchat verbunden bin.

»Ach, komm schon ...«

»Es ist ja nicht so, als hätte ich zu Hause jemanden, der auf mich wartet«, sage ich mit einem gequälten Lächeln. »Ich bin frei zu tun, was

ich will. Und ich bin froh, dass es so ist.« Ich drehe mich um und gehe zurück in Richtung Auto.

»Aber ...«, stottert Olivia, verscheucht mit einer Handbewegung eine Wolke von Mücken und eilt hinter mir her. »Wie willst du denn jemanden kennenlernen, einen Freund finden, wenn du alle deine Wochenenden hier draußen verbringst?«

Ich zucke mit den Schultern und versuche mein Unbehagen zu verbergen, als das Thema Beziehungen aufkommt. »Vielleicht will ich ja gar niemanden kennenlernen.«

Es kostet mich kaum Überwindung, das zu sagen. In meinen fünfundzwanzig Jahren hatte die Partnersuche nie wirklich Priorität.

»Du hast einfach noch nicht die richtige Person getroffen«, erwidert Olivia beharrlich.

Ich seufze. »Liv, keine meiner Beziehungen hat länger als vier Monate gehalten, weil ich mich einfach nicht richtig auf jemand anderen einlassen konnte. Vielleicht bin ich einfach dafür gemacht, Single zu sein.«

Olivia schweigt, nicht überzeugt, aber sie lässt davon ab, weiter zu diskutieren.

Gott sei Dank. Ich könnte mittlerweile Bullshit-Bingo spielen mit all den Sprüchen, die ich von Menschen, die selber in Beziehungen stecken, gehört habe: Es wird passieren, wenn du es am wenigsten erwartest! Man muss erst mit sich selbst im Reinen sein, bevor man mit jemand anderem glücklich sein kann! Bla bla bla ...

»Ich hoffe, dein zukünftiger Ehemann geht gerne auf die Jagd«, sagt sie schließlich. »Das ist so ziemlich das Einzige, was man hier machen kann.«

Igitt.

Ich sage nichts und überlasse ihr das letzte Wort. Das ist das Problem, wenn man mit ihr nicht einer Meinung ist: Sie muss immer das letzte Wort haben, und wenn ich nicht nachgebe, hört der Streit nie auf.

Soll sie ruhig denken, dass ich mir einen Ehemann in Tarnkleidung gut vorstellen kann.

Als wir zu meinem Auto zurücklaufen, ist Olivia voller Schlamm und verscheucht genervt Insekten. In ihrem Haar haben sich Rindenstücke und Blätter verfangen.

Was mich betrifft ... hier draußen zu sein hat meine Schritte leichter und meine Schultern entspannter gemacht. Es ist, als wäre Oma die ganze

Zeit bei mir gewesen. Sie hat mich immer am besten gekannt. Sie hat mich immer so sein lassen, wie ich bin – die Hände in der Erde, barfuß, dabei, Wildblumen und Pilze zu sammeln –, während meine Eltern versucht haben, mich zu einer fleißigeren Schülerin, einer verantwortungsvolleren Tochter, einer besseren Version von jemandem zu machen, der ich einfach nie war.

Oma wusste, dass ich diesen Ort lieben würde. Dank ihr habe ich jetzt die Chance, etwas daraus zu machen. Aber ...

Ein großes »Aber«.

Ich muss vernünftig sein. Ich habe keine Ahnung vom Bauen. Wahrscheinlich kann ich es mir nicht leisten. Und ganz generell ist es völlig unrealistisch, als fünfundzwanzigjähriges Stadtmädchen eine Hütte in einer abgelegenen Bergregion zu bauen. So sehr ich es mir wünsche, ich weiß nicht, ob ich das wirklich kann.

Die Realität trifft mich wie eine Faust in meinen Magen, und meine Kehle schnürt sich zu. Olivia hat recht.

Danke, Oma, aber ...

»Äh, Ivy?«, sagt Olivia und bleibt stehen.

Ich blinzele die heiße Welle der Niederlage weg. »Ja?«

Sie nickt nach vorne. »Da steht jemand in der Zufahrt.«

Aus dem Tagebuch von Emma Thornton

12. Juni 1863 – San Francisco

Mit gerade mal zweihundert Dollar in der Tasche, den mühselig zusammengesparten Erträgen eines ganzen Jahres harter Arbeit als Dienstmädchen, habe ich zu Hause alles zurückgelassen. Nachdem ich mir die Überfahrt auf der Commodore nach Fort Victoria gesichert habe, bleiben mir nur noch hundertfünfundachtzig Dollar.

Der Dampfer quillt über vor Menschen: Hunderte Männer, einige wenige Ehefrauen und Töchter. Aber ich scheine die einzige Achtzehnjährige zu sein, die diese Reise alleine wagt. Ein bulliger Mann mit großem Schnurrbart hat verächtlich geschnaubt, als er sich an mir vorbeidrängte, und gebrummt: »Such dir lieber einen Ehemann, statt Gold zu schürfen, Schätzchen. Das ist kein Zuckerschlecken.«

Aber ich bin fest davon überzeugt, dass meine Chancen ebenso gut stehen wie die der anderen an Bord. Pa hat immer gesagt, ich hätte ein Händchen fürs Goldwaschen, als er mir zeigte, wie man die Pfanne ruhig im Wasser kreisen lässt. Und Ma hat längst aufgegeben, mir die üblichen Frauenarbeiten beizubringen. Ich muss nur ein kleines bisschen schlauer und ein kleines bisschen härter im Nehmen sein als die anderen, um meinen Claim abzustecken.

Hoffnung erfüllt mein Herz, doch der Schmerz des Heimwehs sitzt tief. Als ich mich heute Morgen zum Einschiffen angestellt habe, kam Jennie völlig außer sich zum Dock gerannt. Ihr lockiges Haar, noch röter als meins, peitschte im Seewind. Sie hatte Mas Schultertuch umgeschlungen, und in ihren großen Augen glitzerten Tränen. Dreizehn Jahre alt und immer noch so zart besaitet wie ein kleines Kind, meine Jennie. Sie drückte mir Pas alte Taschenuhr in die Hand und sagte, ich solle gut darauf achtgeben. Beinah hätte ich ebenso geweint wie sie.

Acht Jahre sind vergangen, seit wir dieses Schlammloch namens Liverpool verlassen haben, um Pas Traum vom Gold zu folgen ... Diese Taschenuhr war sein erster Kauf, nachdem er die ersten Nuggets ausgewaschen hatte. Auf der Rückseite sind seine Initialen eingraviert – H. T. für Henry Thornton. An jenem Tag kaufte er auch Puppen für Jennie und mich und eine Halskette für Ma. Eine Woche später nahm der Fluss ihm das Leben.

Seitdem kursieren Gerüchte über reiche Goldfunde am Fraser River, und ich bin fest entschlossen, Pas Traum weiterzuverfolgen. Jennie verdient ein Leben ohne Hunger – das Leben, das Pa uns versprochen hat.

Meine Augen brannten, als ich sie fest an mich gedrückt und versprochen habe, mit so viel Gold zurückzukehren, dass es keine Tränen mehr gibt. Nur noch Puppen und ein Haus, das wir nicht länger mit Mäusen teilen müssen. Ich werde bis zum Herbst in den Goldfeldern bleiben und dann, ehe der Frost kommt, mit großen Reichtümern heimkehren. Ich werde tun, worum Jennie mich gebeten hat, und Pas Uhr stets nah an meinem Herzen tragen. Jetzt, da ich hier auf dem schnaufenden Dampfer sitze, mit einem besseren Leben vor mir, mögen Ma und Jennie sich sorgen, aber ich weiß, Pa wäre stolz auf mich.

Kapitel 2

Am Rand meines Grundstücks parkt ein perlmuttfarbener Geländewagen, der in der späten Nachmittagssonne glänzt und einen spektakulären Kontrast zu meinem staubigen Corolla-Kompaktwagen in Metallic-Beige bildet. Ein Mann mittleren Alters in Anzug steht mit gefalteten Händen an der Beifahrertür und beobachtet, wie Olivia und ich uns nähern.

Ich verlangsame meine Schritte und greife nach Olivias Arm, damit auch sie langsamer geht. Ein mulmiges Gefühl breitet sich in meinem Bauch aus. Vielleicht bin ich paranoid, aber ein unangekündigter Besuch mitten in der Wildnis ist schon ein wenig verdächtig.

»Kann ich Ihnen helfen?«, frage ich zögerlich, als wir am Auto ankommen.

Er dreht sich um und öffnet die hintere Tür.

Ein schlankes Bein, dessen Fuß in einem blutroten Stiletto steckt, kommt zum Vorschein. Ich bleibe wie angewurzelt stehen, als eine hochgewachsene, grazile Frau aus dem Wagen gleitet, die in einer Modelagentur deutlich besser aufgehoben wäre als hier. Ihr glattes, rabenschwarzes Haar fängt die Sonne ein, ihre cremefarbene Seidenbluse kräuselt sich leicht im Wind, und ihr Bleistiftrock betont die schmale Taille und die wohlgeformten Beine. Mit ihrer makellosen Haut und der Aura selbstbewusster Professionalität kann sie alles irgendwo zwischen Mitte zwanzig und Mitte vierzig sein.

Als sie die große Sonnenbrille abnimmt, scheint die Luft um sie herum sich förmlich zu kristallisieren. Ich bin mir sicher, dass selbst die Vögel einen Moment lang aufhören zu zwitschern.

Sie klappt ihre Sonnenbrille zusammen und lässt ihren Blick von Kopf bis Fuß über meinen Körper wandern. Bei ihrer kühlen Selbstsicherheit und den hochgezogenen, wertenden Augenbrauen läuft mir ein Schauer über den Rücken, und mein Magen macht einen seltsamen Hüpf. Ich kämpfe gegen den Drang an, meinen Zopf glattzustreichen. Die Intensität ihres Blicks gibt mir das Gefühl, mich in einem Netz verfangen zu haben – und sie ist gekommen, um ihre Beute zu begutachten.

Der Mann schlägt die Autotür zu.

Ich zucke zusammen.

Sie streckt ihre Hand mit der Sonnenbrille aus, und ihr Fahrer nimmt sie ihr mit schnellen, fließenden Bewegungen ab, als könnte er jeden ihrer Wünsche vorhersehen.

»Ihr müsst Geraldines Enkelinnen sein«, sagt sie mit sanfter Stimme und schreitet auf ihren ewig langen Beinen auf uns zu. Ihre Absätze knirschen auf dem Schotter, doch sie gerät kein bisschen ins Wanken. »Ich bin Annie Lee.«

»Ivy Wilson«, antworte ich mit etwas zu hoher Stimme, räuspere mich und versuche, gelassener zu klingen. »Das ist meine Schwester, Olivia.«

»Sehr erfreut. Ich wohne auf dem Nachbargrundstück.« Sie deutet mit einer eleganten Bewegung hinter sich, ohne den Blick von mir zu lösen.

Olivia und ich wechseln einen Blick. Natürlich wohnt dieses Laufstegmodel in der Villa.

Der Blickkontakt mit meiner Schwester holt mich in die Realität zurück, durchbricht den merkwürdigen Bann, in den mich diese Frau gezogen hat, als sie aus dem Auto gestiegen ist.

»Ich kannte Ihre Großmutter gut«, fährt Annie fort, und ihre dunklen Augen fixieren mich.

»Oh. Es ist ... schön, eine Freundin von ihr kennenzulernen«, sage ich mit schlechtem Gewissen. Oma und ich waren uns nahe – näher, als ich es je mit meinen Eltern gewesen bin –, aber diese Frau hat sie nie erwähnt. Wie viel von ihrem Leben kannte ich eigentlich nicht?

»Meine Familie hat seit der Zeit meines Großvaters mehrere Grundstücke in dieser Gegend erworben«, sagt Annie, »und ich gebe zu, dass ich schon eine Weile ein Auge auf dieses hier geworfen habe. Als ich Ihr Auto gesehen habe, musste ich einfach herkommen, um Ihnen ein Angebot zu machen.«

Ihre scharlachroten Lippen verziehen sich zu einem Lächeln, oder ist es eher das Knurren eines Wolfes, der seine Beute taxiert? Meine Haut kribbelt. Ein Angebot?

Olivia wirft mir einen vielsagenden Blick zu, und ich weiß sofort, was sie denkt: Nimm das Geld und lass uns von hier verschwinden, Schwesterherz.

»Ich ... ähm ...«, stottere ich. Sie will mir das Grundstück abkaufen? Jetzt?

Irgendetwas an der Unverfrorenheit dieser Frau, mit der sie hier auftaucht und sich Omas Land aneignen will, noch bevor sich die Erde auf ihrem Grab gesetzt hat, lässt mir die Nackenhaare aufstellen. Ich zwingen mich zu einem Lächeln. »Danke, aber ich bin noch nicht so weit, um ...«

»Nennen Sie Ihren Preis«, unterbricht mich Annie, ein undurchdringliches Funkeln in den Augen.

Olivia holt scharf Luft, als müsste sie sich zwingen, mich nicht anzuschreien, damit ich das Angebot annehme.

Trotz des freundlichen Tonfalls sind mir Annies Worte unangenehm. Ich traue ihr überhaupt nicht. »Warum wollen Sie so viel Land hier in dieser Gegend besitzen?«

Eine elegante Augenbraue hebt sich. Nach einem Moment des Schweigens sagt sie schließlich: »Nennen Sie mich sentimental. Ich habe seit meiner Kindheit den Sonnenaufgang über diesen Hügeln beobachtet und Elche und Bären hier herumstreifen sehen.«

Lügnerin. So poetisch das auch klingt, nichts an ihrer geradlinigen Business-Attitüde und dem Designer-Outfit strahlt etwas aus, das auch nur annähernd an das Wort *sentimental* erinnert.

Ich verschränke die Arme, während die kalte Brise mir einen Schauer über den Rücken jagt. »Sind Sie also diejenige, die hinter all dem aufgerissenen Land steckt, an dem wir auf dem Weg hierher vorbeigefahren sind?«

Annies Kinn senkt sich leicht.

Das Schweigen, das folgt, ist Antwort genug.

Die gerodeten Stellen und gefälltten Bäume erscheinen mir plötzlich in einem anderen Licht – wie Narben inmitten der ansonsten unberührten Wildnis. Merkwürdig ist, dass dort nichts gebaut wurde, stattdessen neues Grün aus den alten Wunden sprießt. Warum gräbt jemand Land um und fängt anschließend nichts damit an?

»Seit Mitte des 19. Jahrhunderts haben die Menschen in dieser Region Wälder abgeholzt und Flüsse umgeleitet, meine Liebe«, haucht sie. »Ich bin bei Weitem nicht die Erste, die hier den Boden aufreißt.«

Ich verdrehe die Augen. »Kaufen Sie also Land, um sentimental zu sein oder um die Natur zu zerstören? Entscheiden Sie sich.«

Das Lächeln verschwindet. Ihre Nasenlöcher blähen sich.

Olivia stößt mich mit dem Ellbogen an. »Ivy!«, zischt sie.

Aber ich kaufe Annie ihr süßes Getue nicht ab. Es ist deutlich zu sehen, wie sie mit jedem Augenblick mehr und mehr von diesem unschuldigen Getue verliert. Ihr Angebot ist kalt und geschäftsmäßig, ohne jedes Zeichen von Mitgefühl für die Umstände, die Olivia und mich hierhergeführt haben. Kein Wort des Beileids, kein Hauch von Respekt.

Ihr Fahrer steht reglos da, aber sein Blick huscht zwischen uns beiden hin und her. Es wirkt, als würde er darauf warten, dass ein Sprengsatz detoniert. Selbst der Wald um uns herum scheint den Atem anzuhalten.

»Sicherlich hat dieses Land keinen Wert für Sie«, sagt Annie schließlich. Ihre Stimme ist scharf, fast ungeduldig, als würde ich ihre kostbare Zeit vergeuden, obwohl sie diejenige ist, die uns aufgesucht hat. »Es ist nur ein Stück Erde. Lassen Sie es mich Ihnen abnehmen.«

Wut kocht in meinem Bauch hoch. »Dieses ›Stück Erde‹ ist ein wunderschöner lebendiger Wald und das Erbe meiner Großmutter. Ich bin nicht daran interessiert, ihn an eine Person zu verkaufen, die ihn umgraben will.«

Annies Lächeln erlischt, und ihr Kiefer spannt sich an, als würde sie die Zähne aufeinanderpressen.

Neben mir hebt Olivia ihre Hände an die Kehle, als müsste sie sich vor einem Schlag schützen, der jeden Moment kommen könnte.

»Miss Wilson«, beginnt Annie, und ihre Stimme ist nun messerscharf. »Sie haben ein Stück Land geerbt, von dem Sie nichts wissen, in einer Gegend, in der Sie vermutlich noch nie gewesen sind.« Die Wärme, die sie bei ihrer Ankunft ausgestrahlt hat, ist mittlerweile vollständig verschwunden. Ihre Augen verengen sich und werden hart wie Kristall.

Sie hat recht, geht aber zu weit. »Das stimmt so nicht –«

Doch sie lässt mich nicht weiterreden. »Sie werden versuchen, hier etwas zu bauen, werden dann feststellen, dass der Boden nur aus Lehm besteht, dass die Baumaterialien ein Vermögen kosten. Und dass es keine Kläranlage, keinen Brunnen und keinen Strom gibt.« Mit jedem Wort kommt sie ein wenig näher, und obwohl wir gleich groß sind, kommt es mir vor, als würde sie mich überragen. »Sie werden überfordert sein. Enttäuscht. Also werden Sie wieder nach Hause zurückkehren. Aus Sentimentalität halten Sie noch ein paar Jahre an diesem Ort fest. Aber irgendwann werden Sie doch verkaufen. Nur zu einem Preis weit unter dem, was ich Ihnen hier und heute biete. Überlegen Sie es sich gut: Wollen Sie in einem schönen Haus in einem angenehmen Vorort leben?

Oder wollen Sie so töricht sein und an diesem Stück Land festhalten, nur um es später zu bereuen?»

Ihre Worte lassen mich atemlos zurück, während ich verzweifelt nach einem Gegenargument suche. Ich kämpfe gegen den Impuls, zurückzuweichen. Sie ist nicht nur selbstbewusst. Sie ist gewohnt, ihren Willen durchzusetzen. Gewohnt, recht zu haben.

Hat sie recht? Hier gibt es keine Kläranlage, keinen Brunnen, keinen Strom. Ganz zu schweigen von meinem völligen Mangel an Know-how. Ich habe nichts, was mir helfen würde, hier etwas zu bauen. Ich habe im wahrsten Sinne des Wortes kein Fundament.

»Sie ist vielleicht keine Bauunternehmerin, aber sie ist Expertin für Gartenbau«, sagt Olivia schroff. »Sie wissen nichts über sie, also tun Sie nicht so, als wüssten Sie, was sie tun wird oder wie es laufen wird.«

Ich sehe Olivia an, dankbar für ihre Unterstützung.

Olivia starrt wiederum Annie stur an. Ein Blick, der mich sehr an meine Oma erinnert.

»Gartenbau«, wiederholt Annie, und ihre Stimme klingt fast beeindruckt.

Vor meinem inneren Auge taucht Omas Gesicht auf, ihre freundlichen blauen Augen, ihr aufmunterndes Lächeln. Ich kann ihre Stimme fast hören: *Du schaffst das, mein Mädchen.*

Nein, ich kann dieses Land nicht hergeben. Und wie kommt diese Frau überhaupt dazu, einfach anzunehmen, dass ich nicht in der Lage bin, eine Hütte zu bauen oder mein Erbe zu bewahren? Ich grabe die Fingernägel in meine Handflächen und schiebe meine Zweifel beiseite. Annie versucht, mich einzuschüchtern, damit ich das Angebot annehme. Aber sie irrt sich. Sie hat keine Ahnung, wer ich bin und wozu ich fähig bin.

Gut, ich weiß es selbst auch noch nicht genau. Aber es ist Zeit, das herauszufinden. »Ich will selbst sehen, was die Zukunft bringt. Meine Antwort ist nein.«

Annies Augen verengen sich. Sie presst die Lippen zusammen. »Ich verstehe, dass Sie Zeit brauchen, um zu trauern. Denken Sie über mein Angebot nach, und wenn Sie Ihre Meinung ändern ...« Sie hält dem Fahrer eine Hand hin, als würde sie etwas erwarten.

Doch er rührt sich nicht.

Sie funkelt ihn an und schnippt mit den Fingern. »Brendan! Muss ich denn alles buchstabieren? Mit welcher Inkompetenz ich mich täglich herumschlagen muss ...«

Er zuckt zusammen, greift hastig in seine Brusttasche und zieht eine Visitenkarte hervor.

Annie reißt sie ihm aus der Hand und fixiert ihn mit einem Blick.

Er wird kreidebleich.

Annie dreht sich wieder zu mir um, kommt näher. Zu nah. Ihr süßes Parfüm – Zitrus und Jasmin – steigt mir in die Nase, und trotz meiner Anspannung beruhigt mich der Duft auf seltsame Weise ein wenig.

Sie hält mir die Karte hin. »Rufen Sie mich an. Ich lasse dann einen Vertrag aufsetzen und überweise Ihnen das Geld innerhalb von 24 Stunden.«

Ich greife nach der Karte. Hauptsache, sie verschwindet. Als ich sie nehme, berühren Annies kühle, schlanke Finger kurz meine, und es ist, als würde ein Stromschlag durch mich fahren.

Sie wirft mir einen letzten hochmütigen Blick zu, dann dreht sie sich auf ihren Stiletto um und stolziert zu ihrem Auto zurück.

Ihr Fahrer eilt ihr hinterher. Er muss sich beeilen, um vor ihr beim Auto anzukommen und die Tür für sie zu öffnen.

»Reiß dich zusammen«, faucht sie ihn an. Bevor sie einsteigt, blickt sie noch einmal zu uns zurück. »Laufen Sie hier um Himmels willen nicht ohne Bärenspray rum. Hier sind Grizzlymütter mit ihren Jungen unterwegs.«

Olivia schluckt hörbar. »Ja, Ma'am.«

Ich nicke knapp. Ich habe keine Ahnung, worauf wir uns eingelassen haben. Das Grundstück liegt viel tiefer im Wald, als ich erwartet hatte. Aber das werde ich natürlich nicht zugeben.

Als die Tür zuschlägt, atmet Olivia tief aus. »Wer hat der denn in ihren Bio-Hafer-Latte gepinkelt?«

»Wahrscheinlich ihr Fahrer«, murmele ich.

Dort, wo sich unsere Finger berührt haben, kribbelt meine Haut. Irgendetwas an Annies Verhalten gibt mir das Gefühl, dass sie mich im Visier hat. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass sie nicht ruhen wird, bis sie bekommen hat, was sie will.

Aber warum genau will Annie Lee dieses Land? Und warum habe ich das Gefühl, dass es hier um mehr geht als um eine simple Kapitalanlage?

Die Reifen des perlmuttfarbenen Geländewagens knirschen, als er um die Kurve verschwindet. Olivia und ich steigen in meinen Corolla. Mit zitternden Händen stecke ich die Visitenkarte in den Getränkehalter.

»Das war ... Sie ist so ...«, stottere ich und schüttle den Kopf, während ich den Schlüssel drehe. Ich habe noch nie jemanden getroffen, der so selbstbewusst und so direkt ist, und die Konfrontation hat mich ziemlich aus dem Gleichgewicht gebracht.

»Ja«, sagt Olivia, als hätte mein Gestammel einen Sinn ergeben.

Ich atme zittrig aus und gebe Oma und mir ein stilles Versprechen: Ich werde nicht zulassen, dass Annie Lee mich mit ihrem eisigen Blick und ihrem dicken Scheckbuch platt macht. Mein Entschluss steht fest: Ich behalte dieses Land, und ich bin bereit, alles zu tun, um es zu schützen.

Aus dem Tagebuch von Emma Thornton

15. Juni 1863 – New Westminster

Menschen aus allen Ecken der Welt strömen an diesen Ort, getrieben von derselben Gier nach Gold. An allem herrscht Mangel: an Schlafplätzen, an Nahrung, an Proviant, ja, selbst an Luft zum Atmen. Der beißende Gestank ungewaschener Körper hängt über den Straßen, während alle versuchen, sich einen Platz auf einem Boot flussaufwärts zu sichern.

Letzte Nacht habe ich auf dem kalten Bretterboden eines Saloons in Fort Victoria verbracht. Alle halbe Stunde wurde ich vom Grölen betrunkenen Männer aus dem Schlaf gerissen. Ich fürchte, die kommende Nacht wird nicht besser.

Am Ufer des Fraser River türmen sich die Überreste zerschmetterter Kanus, stumme Zeugen derer, die ihr Glück im reißenden Strom suchten und darin ihr Ende fanden. Es scheint, als würden die Menschen jegliche Vorsicht über Bord werfen, nur für die Chance, Gold zu finden. Ich muss mir das immer wieder bewusst machen und bei klarem Verstand bleiben. Ich muss an meine Familie denken. Ich werde nicht zu einem dieser Narren, die dem Goldrausch verfallen sind.

Hier bei der Hudson's Bay Company hatte ich endlich die Gelegenheit, alles Nötige für die Weiterreise zu kaufen: Kleidung, Gummistiefel, eine neue Hacke und eine Goldwaschpfanne – die von Pa war ja im Frühjahr verloren gegangen –, dazu Mehl, Speck, Bohnen, Tee und Salz.

Als ich an den Verkaufstresen trat, beugte sich der Verkäufer vor, nur um über mich hinwegzuschauen. »Wo ist denn dein Mann, Mädchen?«, fragte er, als hielte er mich nicht für fähig, Münzen zu zählen oder meine Einkäufe selbst zu tragen.

»Er wartet draußen«, log ich, nicht gewillt, mich auf eine sinnlose Diskussion einzulassen.

Er musterte mich skeptisch, doch der Anblick meines prall gefüllten Geldbeutels überzeugte ihn schließlich, und er verkaufte mir die Sachen.

Inmitten des missbilligenden Gemurmels und all der neugierigen Blicke, die ich als alleinreisende Frau auf mich zog, fand ich doch einen kleinen Funken Freundlichkeit. Der Mann, der hinter mir vor dem Tresen wartete, sich als Wei vorstellte und den weiten Weg aus China hierher gefunden hatte, riet mir davon ab, Geld für eine Bratpfanne und einen Teller auszugeben. Stattdessen zeigte er mir, wie ich meine Goldwaschpfanne auch zum Kochen verwenden könnte. Und als der Verkäufer versuchte, mir einen überhöhten Preis abzuknöpfen, schaltete sich Wei ein und handelte mit ruhiger Stimme einen fairen Betrag aus.

Dankbar für seine unerwartete Hilfe verließ ich den Laden mit immer noch 114 Dollar und einem prall gefüllten Bündel. Ich hoffe, dass mir auf meiner Reise noch mehr so gutherzige Menschen begegnen. Aber Ma hat immer gesagt, in Geldangelegenheiten könne man niemandem trauen.

Schon jetzt höre ich Gerüchte über Diebstahl und Mord. Ich halte meine Geldbörse und Vaters Taschenuhr fest am Körper. So gut es geht, werde ich die Lüge aufrechterhalten, dass ich in Begleitung meines Ehemannes unterwegs bin. Nachts jedoch bleibt mir nur, mein langes Haar unter meinem Hut zu verstecken und mich inmitten all dieser goldgierigen Männer so unsichtbar wie möglich zu machen.

Kapitel 3

Die Orchideen, auf dem Wagen, den ich schiebe, zittern, während ich mich durch die Menschenmenge im Gartencenter kämpfe. Bei jedem Remppler zucke ich zusammen, wenn mein Ellbogen die zarten Blüten streift.

»Entschuldigung ... Entschuldigung ... Entschuldigung ...«, murmele ich ununterbrochen.

Der samstäglige Ansturm und das warme Frühlingswetter haben eine wahre Flut von Kunden hereingeschwemmt. Menschenmassen schieben sich durch die Gänge, Stimmen hallen von den Gewächshauswänden wider, und das ständige Piepen der Kassen erzeugt eine Kakophonie, die mir langsam Kopfschmerzen bereitet.

Endlich erreiche ich das tropische Gewächshaus. Die feuchtwarme, erdige Luft legt sich wie eine sanfte Umarmung um mich. Ich gehe in die Hocke und greife nach einem Plastiktablett mit Orchideen. Es ist schwer, und ein stechender Schmerz fährt durch meine Finger, als der scharfkantige Rand in meine Haut schneidet.

»Brauchst du Hilfe?«, fragt Brett und kommt schnellen Schrittes auf mich zu.

»Nein, ich hab's«, grunze ich und schwanke leicht, als ich mich aufrichte.

Er seufzt dramatisch.

Ich stelle das Tablett auf dem Tisch ab und atme erleichtert aus. Schweiß prickelt unter meinem Hemd, während die Orchideen noch kurz schwanken, bevor sie wieder stillstehen, bereit für den nächsten Kundenansturm.

Brett mustert mich mit einem Augenzwinkern. »Mädchen, du darfst auch mal Hilfe annehmen.«

Ich wische mir mit dem Handrücken über die Stirn und greife nach der Gartenschere. »Ach, du liebst mich doch genau so.«

»Unverletzt und mit intakter Wirbelsäule? Ja, das stimmt wohl.«

Ich lache und stupse ihn mit dem Fuß an. Abgesehen von den Pflanzen ist Brett das Beste an diesem Job. Unsere Freundschaft basiert darauf, gemeinsam über Kollegen und Kolleginnen zu tratschen und den

ganzen Frust über unsere Chefin rauszulassen. Beides ist längst zu einem Ritual geworden.

Während ich den Tisch entlanggehe und jede einzelne Pflanze prüfe, zieht er den Schlauch hinter sich her und gießt die Orchideen. »Versteck mich vor Melanie«, flüstert er. »Sie ist heute unerträglich, alles muss mehr als perfekt sein.«

Ich unterdrücke ein Stöhnen. An einem guten Tag ist unsere Chefin schon schwer zu ertragen, aber an so einem hektischen Tag wie heute möchte ich sie am liebsten an den Schultern packen und ihr ins Gesicht schreien, sie solle sich verdammt noch mal entspannen. Niemand wird sterben, nur weil eine Strauchbestellung einen Tag zu spät ausgeliefert wird.

Eine gehetzt aussehende Kundin taucht neben uns auf. »Wo sind denn die Sukkulenten?«, bellt sie mir ins Ohr.

Ich zucke zusammen und deute mit einer Handbewegung in Richtung der hinteren Ecke des Gewächshauses. »Da hinten, auf der linken Seite.«

Sie stürmt davon. Natürlich ohne sich zu bedanken.

Irgendwo kreischt ein Kind, und meine Schultern wandern unwillkürlich in Richtung meiner Ohren. Ich liebe den Frühling. Wirklich! Aber im Gartencenter bedeutet Frühling Tage wie diesen. Und Tage wie dieser fühlen sich an wie eine Zwangsjacke.

Ich arbeite weiter, Pflanze für Pflanze, entferne vorsichtig vergilbte Blätter, schneide vertrocknete Triebe ab, forme jede Orchidee vorsichtig in eine perfekte, gesunde Silhouette. Die Luft im Gewächshaus ist schwer und feucht, der erdige Duft der Blumenerde hüllt mich ein. Er gibt mir Halt, lässt den Lärm draußen fast verschwinden.

Du müsstest dich in Cariboo nicht mit diesem Chaos herumschlagen, höhnt meine innere Stimme. Dort könntest du jede freie Minute im eigenen Gewächshaus verbringen und dich um Reihen von Gemüse kümmern, die nur dir gehören.

Ich lächle bei dem Gedanken, streiche einer Orchidee sanft über die Blätter und stelle mir vor, wie ruhig das wäre – Erde unter den Fingernägeln statt Beton unter den Schuhen, echte Stille statt Kassengepiepe. Für einen Augenblick ist das Chaos hier nur Kulisse. Ich atme tief ein und finde wieder zu meiner Ruhe.

Da knallt etwas gegen meine Beine. Schmerzhaft. Ich drehe mich erschrocken um. Ein kleiner Junge hockt unter dem Tisch, die Arme voller

Dekosteine. Sein Vater versucht, ihn einzufangen und wirft mir eine entschuldigende Grimasse zu.

Ich lache leise und winke ab, während der Kleine kichernd davonflitzt. Dann kehre ich zu meinen Träumereien zurück, zu all den Möglichkeiten, die sich plötzlich in meinem Kopf entfalten wie frische Triebe im Frühling. Möchte ich eine A-Rahmen-Hütte bauen, schlicht und stabil, mit großen Fenstern und Blick auf die Berge? Oder lieber eine Jurte, warm und einladend, in der das Licht durch die Dachöffnung fällt? Vielleicht sogar ein Hobbit-Haus? Oder will ich einen Schiffscontainer umbauen? Das wäre modern und nachhaltig. Also ganz mein Stil.

Wie viel könnte ich mir überhaupt leisten? Will ich herausfinden, warum Annie Lee so verzweifelt versucht, das Grundstück zu erwerben, oder ist es besser, dieses Geheimnis lieber nicht zu lüften?

»Jemand ist heute *sehr* nachdenklich«, singt Brett, während er weiter die Pflanzen gießt. Dabei wirft er mir einen neugierigen Blick zu.

Ich kann mir ein Lächeln nicht verkneifen. In seiner fröhlichen Gegenwart fällt die Anspannung von mir ab. »Es geht um dieses Grundstück, das mir meine Großmutter hinterlassen hat. Ich habe tagelang überlegt, was ich damit anfangen soll.«

Bretts perfekt gepflegte Augenbrauen schießen in die Höhe. »Sag mir, dass es in der Karibik liegt.«

»Eher in der Cariboo.«

»Ohaaa«, sagt er ehrfürchtig und lässt das Wort einige Sekunden lang in der Luft hängen. »Und was sind deine Optionen?«

Ich gehe mit der Schere weiter, und er folgt mit dem Schlauch. Die Blumen verströmen ihren süßen, betörenden Duft, der mich ein wenig beruhigt, während ich jede Pflanze vorsichtig bearbeite.

»Ich überlege, Urlaub zu nehmen und eine Hütte zu bauen. Vielleicht fahre ich an meinen freien Tagen hin, um weiterzumachen. Aber ich müsste wirklich bei null anfangen – Fundament, Solarenergie, Abwasser, Wasserversorgung. Einen Brunnen bohren ... in der Zwischenzeit Wasser aus dem Bach filtern, ein Regenwassersammelsystem einrichten ...« Ich komme ins Stocken, denn die schiere Größe des Vorhabens schnürt mir die Brust zu. Verdammt, ich werde nicht zulassen, dass Annie Lee recht behält!

Brett nickt und zieht einen beeindruckenden Schmollmund. »Ambitioniert. Ich liebe es. Würdest du dort auch einen Garten anlegen?«

»Natürlich.« Schon bei dem Gedanken daran kann ich wieder freier atmen. »Es wäre schwierig in diesem Klima, aber eine tolle Herausforderung.«

»Und du wärst okay damit, das auch in deiner Freizeit zu machen?« Er deutet mit einem Grinsen auf die Pflanzen zwischen uns.

Ich muss lachen. »Das wäre ein Traum.«

Gartenarbeit begleitet mich, solange ich denken kann. Schon als kleines Mädchen stand ich mit meiner Großmutter auf dem Erdbeerfeld und gab stolz jedes selbst gepflückte Körbchen ab, als wäre es pures Gold.

»Was ist dann das Problem?«, fragt Brett leichthin. »Klingt, als hättest du dich schon entschieden.«

Ich seufze verträumt. »Die Kosten. Dass ich nicht weiß, wie man etwas baut. Die Tatsache, dass es eine Tagesreise entfernt ist.«

»Hm. Gute Argumente.«

Meine Schultern sinken tiefer. All die Gründe, dieses Abenteuer nicht zu wagen, liegen wie eine schwere Last auf ihnen.

»Andererseits«, sagt Brett mit leichter Stimme, »ist eine Veränderung manchmal genau das, was man braucht, um die Dinge aufzurütteln, weißt du? Um aus unserer Komfortzone herauszukommen und neue Seiten an uns zu entdecken ...«

Ich sehe ihn aus zusammengekniffenen Augen an. »Was soll das denn heißen ...«

»Welche sind halbschattig?«, fragt eine Kundin in diesem Moment.

Brett zeigt ihr einige Pflanzen, während ich weiter rätsle, was genau er gemeint hat. Ich würde ja behaupten, dass »in der Natur sein« meine Komfortzone ist, aber vielleicht meint er ja nicht die Gartenarbeit.

»Was würdest du denn sonst machen, wenn du keine Hütte baust?«, fragt er, als er zurückkommt.

Ich zucke mit den Schultern. »Verkaufen. Das Geld nehmen, um was Passenderes zu kaufen. Eine Eigentumswohnung oder so.«

Er schüttelt den Kopf. »Passender nach wessen Maßstab? Versteh mich nicht falsch, aber deine Berufung scheint nicht gerade in der Stadt zu liegen. Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der eine Lieblingsmoosart hat. Oder der mit Begeisterung über Wurmkompostierung spricht. Oder ...«

»Okay, okay.« Ich lächle, dankbar für seine Sicht der Dinge. Er kennt mich gut. Immerhin verbringen wir mindestens dreißig Stunden

pro Woche zusammen. Viele Leute würden denken, das Grundstück sei unpraktisch, zu abgelegen und zu unerschlossen – aber wichtig ist doch, was ich denke.

»Die Sache ist die, dass ich bereits ein Kaufangebot bekommen habe. Also könnte ich das Geld einfach nehmen und irgendwas anderes damit machen«, sage ich, und meine Lippen kribbeln, als ich diese Worte ausspreche. Meine Wangen fühlen sich heiß an. Werde ich gerade rot?

»Echt? Von wem?«, fragt er.

Ich drehe mich weg, um die Pflanzen hinter mir zu begutachten, damit er mein rotes Gesicht nicht sieht. »Irgendeine Investorin. Sie hat mir nicht einmal Beileid zu Omas Tod ausgesprochen, sondern ist direkt zum Geschäftlichen gekommen.«

Er verzieht angewidert das Gesicht. »Unhöflich.«

Ich nicke. Wenn ich an Annie Lee denke, kocht mein Blut wieder. Sie sah so deplatziert aus in der Wildnis, mit ihren rubinroten Lippen und dem Bleistiftrock, der sich um ihre langen Beine gespannt hat. Wer trägt schon Stilettos im Wald? Sie hatte Glück, dass sie nicht überall Mückenstiche auf ihrer vollkommen glatten Haut hatte.

»Was macht ihr zwei denn da?«, faucht Melanie von der Gewächshaustür aus. »Ivy, an die Kasse! Sofort! Brett, bei den Farnen ist was ausgelaufen.«

Ein Schauer läuft mir über den Rücken, ihre schrille Stimme reibt wie Sandpapier über meine Haut. Rote Flecken überziehen ihre blasse Haut, wahrscheinlich von der Anstrengung, Leute anzuschreien.

Die Tür knallt zu. Ein harter Knall, der in meinen Ohren nachhallt.

Brett und ich wechseln einen gequälten Blick und verlassen unseren tropischen Zufluchtsort, um in die kühle, trockene Luft des Hauptgebäudes zurückzukehren.

Ich halte bei den Tomatensetzlingen an, um die Wachstumslampen zu verstellen – die kleinen Pflanzen würden sonst zu langstielig werden, wenn sie weiter so nach dem Licht greifen –, aber ich habe kaum zwei Sekunden angehalten, da steht Melanie vor mir.

»Erde an Ivy!«, zischt sie und schnippt mir mit den Fingern vor dem Gesicht herum. »Schau hinter dich und sag mir, was du siehst.«

Sie riecht nach Thunfisch und ist wahrscheinlich gerade aus der Mittagspause zurück.

Mein Magen zieht sich zu einem Knoten zusammen, als ich ihrem verengten Blick folge. »Ich sehe viele Menschen.«

»Die alle an den Kassen warten«, sagt sie in ihrem typischen scharfsüßlichen Ton.

Ich nicke knapp. »Bin schon unterwegs.«

»Zwing mich nicht, dir das noch einmal zu sagen«, ruft sie mir nach.

Ich ignoriere sie.

Während ich mich an den Leuten vorbeidränge, die Saatgutpackungen und Blumenerde studieren, setzen sich Bretts ermutigende Worte in meiner Brust fest und fachen die Flamme an, die in mir auflodern will. Was, wenn ich wirklich etwas von Grund aufbauen würde? Mit frischer Waldluft aufwachen, endlos viel Land haben, um Gemüse anzubauen, anstatt irgendwelche Töpfchen mit Pflanzen in eine Ecke meiner Wohnung zu pressen?

»Entschuldigung, wo finde ich die Bonsai-Bäume?«, fragt jemand und hält mich auf, bevor ich die Schlange der ungeduldigen Gesichter an den Kassen erreiche.

Ich drehe mich um und sehe eine extrem hübsche blonde Frau, ungefähr in meinem Alter, klein, sportlich und sie hält die Hand einer anderen Frau, mit kurzem, eher praktischem Haarschnitt und einem schlichten Outfit.

Mein Herz macht einen seltsamen kleinen Purzelbaum. »Suchen Sie einen für drinnen oder draußen?«, frage ich und stolpere leicht über die Worte.

»Für drinnen«, sagt sie.

»Gleich hier drüben.« Ich führe sie zu unserer kleinen Auswahl an Indoor-Bonsais. Meine Gedanken fliegen wirr durcheinander. Ich bin so abgelenkt, dass ich fast über meine eigenen Füße stolpere. Es ist nicht das erste Mal, dass mir das passiert, wenn ich ein gleichgeschlechtliches Paar sehe ... und es ist auch nicht das erste Mal, dass ich dieses Gefühl anschließend so lange runterdrücke, bis es ganz tief vergraben ist, dort, wo es hingehört.

Ihre Unterhaltung dringt an meine Ohren. »Wir könnten einen Farn auf das Bücherregal stellen ... Mir gefällt die Palme ... Wir brauchen mehr Farbe ...«

Sie wirken so vertraut, so selbstverständlich miteinander.

So eine Beziehung hatte ich noch nie. Seit der Highschool bin ich immer mal wieder mit Jungs ausgegangen, aber es war jedes Mal eher eine Art Pflichtveranstaltung als etwas, das mir gefallen hat. Apps runterladen, Nachrichten schreiben, versuchen, fürs Date gut auszusehen, und das alles, während ich eigentlich lieber etwas ganz anderes tun würde.

Und Frauen ...

Klar sind mir Frauen aufgefallen. Ich habe sie angeschaut. Und ich habe mich gefragt, wo genau die Grenze liegt zwischen »Schönheit bewundern« und »mit jemandem zusammen sein wollen«. Annie Lee zum Beispiel. Ich kann zugeben, dass sie wahrscheinlich die atemberaubendste Person ist, die ich je in echt gesehen habe. Und ja, mein Magen hat bei ihrem Anblick verrückt gespielt. Aber das ist doch normal, oder? So geht es doch jedem bei einer schönen Person, oder etwa nicht?

Okay, da gibt's noch mehr an Gefühlen und Gedanken, die ich kaum sortiert bekomme. Aber ich weiß nicht mal, wo ich anfangen soll. Es ist ja nicht so, dass ich irgendwelche queeren Freunde hätte, mit denen ich reden könnte. Naja, vielleicht Brett. Aber er hat noch nie über sein Liebesleben gesprochen, und ich kann ihn schlecht einfach nach seiner Sexualität fragen.

Und selbst, wenn ich den Mut hätte, herauszufinden, was ich wirklich will, wer ich bin ... allein der Gedanke, mich vor meiner Familie zu outen, weckt in mir den Wunsch, mich in einem Blumentopf zu verkriechen und dort jämmerlich einzugehen.

Ich enttäusche Mama und Papa schon in so vielen Dingen, da muss ich ihnen nicht auch noch beichten, dass ich wahrscheinlich nie mit einem Mann zusammenziehen werde. Sie sind so festgefahren in ihren Überzeugungen. Ich kenne ihre spöttischen Kommentare, wann immer im Fernsehen irgendetwas Queeres läuft.

»Dieser hier ist der anfängerfreundlichste«, sage ich zu dem Paar und zeige auf einen kleinen Ficus-Bonsai.

Aus dem Augenwinkel nehme ich eine Bewegung wahr.

Scheiße. Melanie.

Sie bleibt stehen, die Arme verschränkt, die Augenbrauen so hochgezogen, dass sie aussieht, als wollte sie mich gleich an Ort und Stelle köpfen. Dann deutet sie mit einem Finger auf die lange Schlange an den Kassen. »Jetzt«, formen ihre Lippen.

Ich nicke knapp.

Während das Paar jedes Bäumchen von allen Seiten begutachtet, sprinte ich zu den Kassen. Doch mein Blick wird wie von einem Magneten immer wieder zu ihnen gezogen.

Sie lassen das Miteinander so mühelos aussehen. Aber wie viel Arbeit, wie viele Momente der Unsicherheit und des Zweifels haben sie wohl durchlebt, um an diesen Punkt ihrer Beziehung zu gelangen?

Ich stehe zu dem, was ich Olivia gesagt habe: Als Single ist man besser dran. Eine Beziehung steht gerade nicht auf meiner Prioritätenliste und vielleicht wird sie es nie tun. Und seit Kurzem gibt es ja offiziell andere Dinge, auf die ich mich konzentrieren kann.

»Ich warte schon seit zehn Minuten!«, schnauzt mich eine ältere Dame an, als ich die zweite Kasse öffne.

Hinter mir scannt meine Kollegin Patricia die Waren so schnell sie kann, Schweißperlen stehen ihr auf der Stirn.

»Das tut mir leid«, trällere ich mit gezwungenem Lächeln. »Ich bin ja jetzt hier.«

Ich beginne, die Kunden abzukassieren. Das ist der Teil meines Jobs, den ich wirklich so gar nicht mag. Alle Energie entweicht mir wie bei einer Pflanze, die stundenlang in der prallen Sonne vergessen wurde, bis sie schlaff in sich zusammenfällt.

Wald. Vögel. Leere Weite. Kein Mensch weit und breit.

Das Grundstück ruft nach mir, und ich starre sehnsüchtig aus dem Fenster.

Die beiden Frauen kommen mit dem Ficus-Bonsai an meine Kasse und holen mich unsanft in die Realität zurück.

»Wir nehmen diesen hier«, sagt die Blonde.

»Toll!« Ich scanne den Bonsai und fummle ein bisschen ungeschickt am Topf herum. Warum glüht mein Gesicht so? Bin ich wirklich so ungeschickt? Die Peinlichkeit wächst, bis ich mich in einer Spirale der Demütigung gefangen fühle, wie eine Schlange, die ihren eigenen Schwanz frisst.

»Schau mal, Schatz«, sagt die Frau mit der Kurzhaarfrisur und deutet auf ein Buch im Drehständer neben der Kasse.

Zwischen all den Gartenhandbüchern liegt eines mit einem gemütlichen Häuschen auf dem Umschlag und dem Titel »Selbstversorgung für Anfänger: Eine Schritt-für-Schritt-Anleitung für ein Leben im Einklang mit der Natur«.

Die Blonde nimmt es in die Hand und blättert darin. »Ooh, wie schön ...«

Irgendetwas regt sich in mir und erwacht zum Leben. Es hat nichts direkt mit dem Paar zu tun – auch wenn ich dringend herausfinden muss, was da gerade in mir vorgeht –, sondern mit dem Buch.

Auf der Rückseite sind mehrere Fotos angeordnet: eine kräftige Tomatenpflanze, ein kleiner Hühnerstall, eine selbstgebaute Windmühle, ein hölzerner Kompostbehälter, ein Bienenstock. Alles Details eines blühenden, selbstbestimmten Lebens. Eines Lebens, das sich echt anfühlt.

Ein Schauer der Erregung durchfährt mich.

Wäre ich mit einem einfachen, altmodischen Lebensstil glücklicher? Nicht nur eine Hütte für die Wochenenden zu bauen, sondern um wirklich darin zu leben? Wie viel erfüllender und vielleicht sogar günstiger wäre es, mein eigenes Essen anzubauen, vom Land zu leben, das mir gehört? Ich brauche nichts Extravagantes. Ich könnte klein anfangen und über die Jahre Stück für Stück ausbauen.

Das Paar legt das Buch zurück, ich reiche ihnen die Quittung, wünsche noch einen schönen Tag und hoffe, dass ich nicht mehr rot wie eine Tomate bin.

Melanie rauscht vorbei, ein Wirbelwind aus Parfüm, Unruhe und Befehlston. »Gib Gas, Ivy«, singt sie mit falscher Fröhlichkeit.

Ich sehe, wie sie hinter den Saatgutauslagen verschwindet.

Ich hätte nie gedacht, dass ich mal einen Job hassen würde, bei dem ich den ganzen Tag von Pflanzen umgeben bin. Und doch ist es so.

Scheiß auf diesen Laden. Draußen, hinter der Glasscheibe herrscht Chaos: hupende Autos, Einkaufswagen, die kreuz und quer herumstehen, Müll auf dem Gehweg.

Und hier, direkt vor mir, liegt das Buch und scheint im Sonnenlicht geradezu zu leuchten.

Seit ich die Highschool abgeschlossen habe und bei meinen Eltern ausgezogen bin, lebe ich in Grautönen. Ich versuche, Farbe in mein Leben zu bringen, indem ich mich auf Pfingstrosen und Tulpen stürze, aber tief drin weiß ich: Das ist nur ein Pflaster auf einer viel größeren Wunde. Ich versuche, meinen eigenen Weg zu gehen und gleichzeitig meine Eltern irgendwie zufriedenzustellen. Ein Balanceakt, der nicht funktionieren kann.

Diesen Job zu bekommen, war im ersten Moment okay, aber es ist keine »richtige Karriere« wie ihr Finanzbusiness oder Olivias Ingenieurspläne. Meine Mietwohnung in der Stadt ist in Ordnung, aber für sie ist sie nur vorübergehend, bis ich genug für eine »richtige« Immobilie gespart habe.

Ich habe weder den Abschluss, noch den Job, noch den Ehemann oder die Kinder, die sie sich für mich vorgestellt haben. Und gleichzeitig habe ich mich nie getraut, mich voll auf das einzulassen, was ich wirklich will. Das Ergebnis: ein Dauerzustand, in dem ich das Gefühl habe, alle zu enttäuschen – inklusive mich selbst. Es ist, als wäre ich auf halbem Weg zur Rebellion stehen geblieben und zu verängstigt, um den letzten Schritt zu gehen.

Es ist Zeit, das zu ändern und endlich all-in zu gehen – in mein Leben. Und das fängt damit an, die Stadt endgültig hinter mir zu lassen.

Als die Schlange an der Kasse endlich abebbt, schleicht Brett auf Zehenspitzen heran. »Ich würde jetzt eigentlich gerne in die Pause gehen«, flüstert er verschwörerisch. »Glaubst du, sie lässt mich?«

»Ne.« Ich massiere meine pochenden Schläfen. »Ich bin so was von fertig.«

»Ich auch.«

»Nein, ich meine, ich bin wirklich fertig.« Mein Herz schlägt schneller, als sich der Gedanke in mir formt – klarer und lauter, als je zuvor. Ich schließe die Kasse, sehe Brett an und sage: »Nichts am Stadtleben passt zu mir, Brett. Es ist, als wäre ich ein Wildblumensamen, der versucht, im Kunstrasen zu keimen.«

Er starrt mich an, seine Augen weiten sich. »Du hast dich entschieden?«

»Ja.« Ich nehme das Selbstversorger-Buch und wiege es in meinen Händen. »Ich kann es schaffen. Ich brauche nichts Großes oder Schickes. Nur ein kleines Haus und einen Garten, und vielleicht ein bisschen Frieden.«

»Oh, und Bienenstöcke«, ergänzt er und tippt auf das Foto.

Langsam breitet sich ein Lächeln auf meinem Gesicht aus. »Genau. Ich glaube, das ist meine Berufung. Ich muss aufhören, Angst davor zu haben, wer ich wirklich bin und was ich will.«

Scheiß auf die Erwartungen meiner Eltern. Scheiß auf Annie Lee und ihr Bargeldangebot.

»Ja!«, ruft Brett begeistert und packt mich an den Schultern. »Aber warte – redest du immer noch davon, nur an deinen freien Tagen raufzufahren?«

Ich schüttele den Kopf, mein Herz hüpft wie verrückt. »Ich habe es satt, so zu tun, als wäre ich jemand, der ich nicht bin. Ich will dort hinziehen.«

Brett schlägt sich eine Hand vor den Mund. »Du kündigst also?«, nuschelt er durch die Finger. »Darf ich dabei sein, wenn du Melanie sagst, sie soll sich verpissen?«

Ich lache. Laut, frei, ein kleines Freudenfeuerwerk, das Melanie garantiert missfallen würde.

Ja. Ich werde es tun. Ich werde mein Erbe nutzen, um in die Cariboo zu ziehen und mir dort ein Heim zu bauen.

Aus dem Tagebuch von Emma Thornton

16. Juni 1863 – Fort Yale

Die beschwerliche Schiffspassage liegt endlich hinter mir, doch ich fürchte die Gefahren, die noch vor mir liegen. Selbst die wilde Schönheit der Landschaft – die schneebedeckten Berge, die tosenden Wasserfälle und die steilen Felswände – verlieren ihren Zauber, seit ich meinen Weg nun zu Fuß fortsetzen muss. Man sagt, die Route zu den Cariboo-Goldfeldern könne tödlich sein. Daran muss ich denken, wenn der Sommer sich dem Ende neigt, damit ich nicht zu spät die Heimreise antrete.

Den Luxus einer Postkutsche für 130 Dollar kann ich mir nicht leisten. Der Kutscher hat mich kaum eines Blickes gewürdigt, als ich nach dem Fahrpreis fragte. Also schließe ich mich für 20 Dollar einem Lastenzug an. Meine Vorräte ruhen auf dem Rücken einer kleinen Fuchsstute, die ein ordentliches Temperament besitzt. Ich habe sie sofort ins Herz geschlossen.

Es ist laut und chaotisch hier, überall konkurrieren Lastzüge und Kutschen um Kundschaft. Und dann haben sich diese goldbesessenen Männer eine noch unsinnigere Idee einfallen lassen als die klapprigen Kanus, die das Flussbett säumen: Kamele! Man hat die Tiere per Schiff hergebracht, in der Hoffnung, sie würden sich besser zum Tragen von Lasten eignen. Doch ihr stechender Geruch macht den Pferden und Maultieren Angst, und ihre Füße sind für das felsige Gelände völlig ungeeignet. Ich beginne zu ahnen, dass dies erst der Anfang der Torheiten ist, zu denen die Menschen bereit sind, wenn sie damit nur ein Stück Gold erhaschen können.

Die Reise zu den Goldfeldern, in eine Stadt, die sie Barkerville nennen, wird ungefähr einen Monat dauern. Ich hoffe, dass mir die Leute zusagen, mit denen ich reisen werde. Da sind Jonathan Clarke und seine Frau, die sich nur als Mrs. Clarke vorgestellt hat. Wie so oft scheinen Frauen hier draußen kaum

das Recht zu haben, eine eigene Person zu sein. Die Clarkes sind erschöpft und abgemagert von ihrem langen Treck aus dem Osten.

Dann ist da noch Silas Dawson, ein alter Hase in Sachen Goldsuche, der bereits 1848 in Kalifornien seine ersten Reichtümer aus dem Flussbett gewaschen hat. Er ist ziemlich mürrisch und hat mich gewarnt, nachdem er mich wie einen Hund mit Flöhen beäugt hat: »Nur Männer mit Erfahrung, Kapital und Entschlossenheit werden beim Goldwaschen reich, Fräulein.«

Ich besitze weder Erfahrung noch Kapital, und ich bin nicht einmal ein Mann, aber ich glaube, dass ich genug Entschlossenheit habe, um all das auszugleichen. Außerdem bin ich schon so weit gekommen, und ich würde eher sterben, als mich von der Angst vor dem Scheitern aufhalten zu lassen. Ich bin genauso fähig wie jeder Mann auf dieser schlammigen Straße, und ich werde Reichtümer nach Hause bringen, koste es, was es wolle.

Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,
Apple, Kobo, Thalia, und viele andere Anbieter.